

MARIUS SCHAEFERS

Die fehlenden Worte unserer Herzen



LAGO

MARIUS SCHAEFERS

Die fehlenden
Worte unserer
Herzen

MARIUS SCHAEFERS

Die fehlenden
Worte unserer
Herzen

LAGO
LAGO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@lago-verlag.de

Originalausgabe

1. Auflage 2023

© 2023 by LAGO Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Redaktion: Nina Krönes

Umschlaggestaltung: Manuela Amode

Umschlagabbildung: Katharina Borgs

Satz: Christiane Schuster | www.kapazunder.de

Druck: CPI

Printed in the EU

ISBN Print 978-3-95761-235-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-360-7

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-361-4



**Wir produzieren
nachhaltig**
www.m-vg.de

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

TRIGGERWARNUNG

(Achtung: Spoiler für das gesamte Buch!)

Liebe Leser*innen,
in dieser Geschichte kommen folgende Themen vor, die
triggernd sein können. Diese sind:

(Internalisierter) Rassismus

(Internalisierte) Transfeindlichkeit

(Internalisierte) Queerfeindlichkeit, Homofeindlichkeit

Queerfeindliche und rassistisch motivierte Gewalt

Deadnaming (nicht ausgeschrieben), Misgendering

Geschlechtsdysphorie

Struggle mit dem eigenen Körper(-gewicht)

Fat-Shaming

Mobbing

Trauma

Alkoholkonsum, Erwähnung von Drogen

Bitte passt beim Lesen gut auf euch auf.

PROLOG

RIC

ZWEI WOCHEN ZUVOR

Sie ist wieder da. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als ich Eliza aus dem Auto ihrer Eltern steigen sehe, das vor jenem Haus parkt, in dem ich mit ihr als Kind unzählige Stunden verbracht habe. *Flintstone Cottage* erweckt den Anschein, die Zeit sei stehengeblieben. Nur einer der beiden Schornsteine wurde irgendwann erneuert. Ansonsten sind da der dunkle Sandstein, die grauen Schindeln, der Erker mit den tiefen weißgerahmten Fenstern, in dem noch die Papiergirlande hängt, die wir in der Primary School zum Thema *Waldtiere* gebastelt haben. Ich hätte nicht gedacht, dass ich Eliza jemals wiedertreffen würde, nachdem sie für ihre Ausbildung weggezogen war, und hatte mir längst eingeredet, dass es besser so wäre, aber hier ist sie. Das Mädchen, dem ich vor Jahren entgegen jeder Vernunft verfallen bin.

Vermutlich sollte ich nicht wie ein Creep hinter dieser Mauer herumlungern, die den Vorgarten an einer Seite vom Nachbargrundstück trennt, sondern meinen Hintern in Bewegung setzen und ihr »Hallo« sagen. Nur ist mein Mund wie ausgetrocknet und meine Beine verweigern mir den Dienst.

Bei Elizas bisherigen Besuchen in Norriesford habe ich alles daran gesetzt, ihr aus dem Weg zu gehen. Das war eine Herausforderung bei nur etwa 5000 Einwohnenden, zwei Supermärkten und einem winzigen Stadtkern, doch es war mir gelungen. Zu sehr hatte ich mich geschämt, weil ich es damals richtig verbockt habe. Meine Angst vor ihrer Reaktion war groß. Aufgrund der räumlichen Distanz wäre es sowieso fruchtlos gewesen, auf sie zuzugehen. Warum auch? Sie wäre nach den Ferien zur Akademie zurückgekehrt. Diesmal bleibt sie. Wofür der Anhänger mit den Umzugskartons spricht, den ihr Vater soeben öffnet.

Glaubt man ihren Posts auf Social Media und den Gerüchten, die in unserem Städtchen die Runde machen, wird Eliza ab Herbst ihre erste größere Rolle tanzen. Am *Theatre Royal Glasgow*. Ihr freudestrahlendes Selfie mit der schriftlichen Zusage für die kommende Saison, auf dem ihre unzähligen mir altbekannten Sommersprossen deutlich sichtbar waren, habe ich noch gut in Erinnerung. Das heißt, wir könnten eine zweite Chance bekommen. Hoffentlich gelingt es mir, sie zu nutzen. Ich kann mein scheußliches Verhalten wiedergutmachen. Der erste Schritt dazu ist es, über meinen Schatten zu springen und die Funkstille zu beenden.

Elizas Vater hebt einen der Umzugskartons aus dem Hänger und trägt ihn Richtung Eingangstür. Stirnrunzelnd verfolge ich, wie seine Tochter sich ihm mit einem kleineren anschließt. Laden sie direkt aus? Oder muss ich sofort handeln, bevor sie erst mal im Haus verschwinden und verschnauften? Na ja, offen herumstehen lassen, werden sie das restliche Gepäck kaum. Es muss mindestens noch mal jemand rauskommen, um den Laderaum abzuschließen.

Okay, dann mal los, sporne ich mich an. Solange sie dir den Rücken zukehren.

Was für einen Eindruck würde es machen, wenn Eliza mich bei dieser Stalking-Aktion erwischt? Positiv ausgedrückt: kein Wiedersehen, wie ich es mir wünsche. Es wird seltsam genug werden, ihr das erste Mal seit dem Beginn meiner Hormontherapie unmittelbar gegenüberzutreten, auch wenn ich weiß, dass sie weiß, wie ich mittlerweile aussehe.

Ich streiche mein kariertes Hemd glatt und hoffe, dass ich immerhin annähernd an jenen Mann heranreiche, den meine bearbeiteten und mit Bedacht inszenierten Instagram-Fotos zeigen. Von denen hat Eliza vor einer Weile mal eines gelikt, was mir einen halben Herzstillstand bescherte. Sogar meine Jeans sind gebügelt, wofür ich von meiner Mutter schief angeguckt worden bin.

Abrupt richte ich mich auf, stolpere etwas unbeholfen aus meinem Versteck heraus und laufe möglichst unauffällig und cool die Straße entlang. Als hätte ich mich spontan und zufällig dazu entschieden, hier einen Spaziergang zu machen. Nicht etwa, weil ich anhand ihres *Auf-geht's-nach-Hause*-Status-Updates ausgerechnet habe, wie lange sie von London nach Schottland brauchen würde. Selbstverständlich nicht.

Sie muss nach der Reise völlig fertig sein. South Lanarkshire liegt zwar im Süden Schottlands, aber mindestens sieben Stunden Autofahrt wird sie unterwegs gewesen sein. Solche Strecken können sich ewig ziehen, doch als Eliza wieder aus dem Haus tritt, ist ihr von der Anstrengung nichts anzumerken. Ihren Bewegungen wohnt jene elegante Leichtigkeit inne, die ich schmerzlich vermisst habe. Diesen Gang würde ich immer und überall erkennen.

Als sie mich erblickt, passiert ein Wunder. Ihre blauen Augen weiten sich *und* sie lächelt, so als würde sie sich freuen, mich zu sehen. Trotz allem, was war, und was für ein beschissener bester Freund ich gewesen

bin. Mir wird heiß und kalt gleichzeitig. Wohin mit meinen Händen?
Und überhaupt.

»Ric?«, fragt Eliza.

Mir fällt ein, dass sie es war, die mich als Erste so genannt hat, weil sie meinen Deadname so unpassend für mich fand. Nach meinem Coming-out habe ich die drei Buchstaben offiziell für mich beansprucht, da der Name etwas Vertrautes hatte und sich gleichzeitig deutlich von meinem alten und allem unterschied, was damit verknüpft war.

Eliza klingt bedächtig. Auf der Hut. Nicht wütend. Das ist schon mal etwas, oder?

»Hi«, stoße ich hervor. »Ist ewig her, was?«

Sie schüttelt den Kopf, wodurch ihre fuchsrot gefärbten Locken um ihre Wangen herumspringen. In echt leuchten sie noch stärker als auf ihren Bildern. Ich halte die Luft an, mache mich auf das Schlimmste gefasst, denn wie könnte sie auch ruhig bleiben? Das war sicher nur der erste Schock unserer Begegnung und gar kein glückliches Lächeln, sondern eine Grimasse. Da fängt sie an zu lachen. »Ich fass es nicht. Ja!«

»Ja?«, wiederhole ich perplex.

Was meint sie? Lacht Eliza über mich und meine Naivität, zu glauben, wir könnten wieder befreundet sein?

»Viel zu lange.« Sie macht eine auffordernde Geste. Was geschieht hier bitte? Ich verliere den Anschluss. Will sie ... »Na, komm her!«, ruft sie.

Im nächsten Moment fällt sie mir um den Hals. Intuitiv breite ich die Arme aus. Unerwartete Freude sprudelt in mir hoch und vertreibt sofort die Frage, wie sich mein durch das Testosteron veränderter Körper für sie anfühlen mag. Träume ich? Nein, ich bin wach. Ihr Fliedergeruch hüllt mich ein, macht mich innerlich ganz weich, und als ich sie ebenso fest an mich drücke wie sie mich, werden mir drei Dinge klar. In der Aufregung habe ich meinen Pfefferminzkaugummi verschluckt. Ich bin

in Eliza verliebt, noch immer. Und unter keinen Umständen darf ich das mit uns erneut vermässeln.

Nicht schon wieder.

KAPITEL 1

DAVIE

Keine Ahnung, wie lange ich bereits die edel aussehende, verschlossene Tür aus dunklem Eichenholz anstarre, in der Hoffnung, dass sie sich öffnet. *Zwanzig Minuten*, hieß es, als man mich auf den Gang geschickt hat, um sich zu beraten. *Zwanzig Minuten*, bis man mir die Entscheidung mitteilen wollte. *Zwanzig Minuten*, bis ich wissen würde, ob ich dieses Jahr mein Wunschstudium anfangen darf. Kreatives Schreiben ist immer eine große Leidenschaft von mir gewesen und die Vorstellung, das Handwerk von Grund auf zu erlernen und mich in eben diesem Bereich auch während meiner Ausbildung und später beruflich austoben zu dürfen, löst ein Kribbeln in meiner Magengegend aus. Nach dem Eignungsgespräch habe ich mich erschöpft auf den Stuhl an der gegenüberliegenden Wand des Büros fallen lassen und hier sitze ich nun. Meine anfängliche Erleichterung darüber, es hinter mir zu haben, ist mittlerweile verpufft und meine Gedanken rotieren wieder.

Mein rechtes Bein wippt auf und ab, sämtliche meiner Nerven summen vor Strom. Wird man mich jetzt noch ablehnen, wo ich es so weit geschafft habe? Wie oft ich im Selfservice-Portal für Bewerber*innen in den vergangenen Monaten den Status aktualisiert habe, ist rekordverdächtig. Als ich Ende Juli noch keine Rückmeldung hatte, fürchtete ich, es müsste ein technischer Fehler vorliegen oder meine Bewerbung wäre aus irgendwelchen Gründen durchgerutscht. Bevor ich vollends in Panik verfallen konnte, war ich zu einem persönlichen Kennenlernen eingeladen worden. Zu einem persönlichen Kennenlernen! Heute – der sechzehnte August – könnte der Tag werden, an dem meine Autorenkarriere ihren Anfang nimmt.

Auch wenn das Hauptgebäude der University of Glasgow ein Traum für alle Dark Academia-Fans ist, zu denen ich mich zähle, habe ich mich an der Architektur fürs Erste sattgesehen. Ich will nicht mehr warten. Seufzend über mein Versäumnis, im richtigen Moment die Zeit zu checken, als ich den Raum verlassen habe, reibe ich mit dem Daumen über eine Macke im Glas meiner goldenen Armbanduhr. Dabei habe ich sie extra zu diesem besonderen Anlass angelegt. Die Uhr ist von meiner Mutter, die ebenfalls Autorin und mein größtes Idol ist. Der Gedanke daran, wie stolz sie auf mich sein wird, hat mich zusätzlich angespornt, Vollgas zu geben. Ich bin zufrieden mit meinem Auftritt, auch wenn der Einstieg etwas holprig war. Ich will das nicht alles durchanalysieren und infrage stellen. Nun kann ich sowieso nichts mehr daran ändern.

Als ich ein Dielenknarren aus dem Büro vernehme, springe ich sofort auf. Die Tür öffnet sich und die Frau in dem grauen Hosenanzug tritt heraus. Sie war während des Interviews die Wortführerin. Ein Adrenalinschub schießt durch meine Adern und die Härchen auf meinen Armen richten sich auf. Ich schlucke ein paar Mal, um meine trockene Kehle zu befeuchten.

»Mr Baker«, sagt sie zu mir, obwohl *Becker* korrekt wäre. Auf diesen kleinen, aber feinen Versprecher hatte ich sie gleich bei unserer Begrüßung mit einem freundlichen Lächeln und einem »Meine Familie kommt aus Deutschland« hingewiesen.

»Oh, tatsächlich?«, fragte der jüngere der beiden Männer nach.

Ich nickte bloß, nachdrücklich, um die Spekulationen über meine Wurzeln nicht zusätzlich anzufachen und verkneife es mir auch diesmal, das Gesicht zu verziehen. Offensichtlich ist meine Bitte um Korrektur nicht hängengeblieben. Leider kenne ich das in- und auswendig.

Viele haben Schwierigkeiten mit der richtigen Aussprache, wobei ich mir inzwischen sicher bin, dass nicht nur mein Nachname, sondern die Kombination mit meinem Aussehen ein gewisses Maß an Überforderung auslöst. Oft werde ich insbesondere von weißen Menschen als Afroamerikaner eingeordnet, was immerhin nicht völlig daneben ist. Mal abgesehen von meinem schottischen Akzent. Meist aber Sorge ich als Schotte mit deutsch-brasilianischem Background für Verwirrung.

»Treten Sie wieder ein«, bittet mich die Frau jetzt.

Ich tue wie geheißt, verzichte darauf, mich erneut zu beschweren. Wenn es beim ersten Mal nichts gebracht hat, schätze ich die Wahrscheinlichkeit hoch ein, dass man mich sonst als »überempfindlich« oder »rechthaberisch« abstempelt. Würde mein Verhalten auf diese Weise interpretiert, wäre das zwar *weiße Zerbrechlichkeit* at it's best, aber ich ziehe hier den Kürzeren. Als ob so eine Bewerbungssituation nicht unangenehm genug wäre.

Kaum habe ich vor dem Schreibtisch Platz genommen und in die Gesichter der zwei anderen Anwesenden geblickt, verstärkt sich mein Magengrummeln. Auf einmal komme ich mir angreifbar und winzig vor, als würde mich das verblasste lila Poloshirt, das mir eine Nummer zu groß ist, verschlucken. Dafür eignet es sich perfekt, um es in den Hosenbund zu stecken. Als ich am Morgen vor dem Spiegel stand, war

mir nach einem *gay kind of day*, was ich nun bereue. Mittlerweile gehe ich da in der Regel mit dem Flow. Ähnlich wie bei meinem Begehren. Genau dieser Flow ist mein bisexueller Vibe, wie ihn Julia Shaw in ihrem Sachbuch über Bi+ Lebensweisen so treffend beschreibt.

Der Professor übernimmt. »David«, beginnt er und spricht es richtig aus. Fast hätte er mich mit dieser Aufmerksamkeit von seinem Wohlwollen überzeugt, nur um mir gleich darauf den Boden unter den Füßen wegzuziehen. »Nachdem wir das Für und Wider sorgfältig abgewogen haben, muss ich Ihnen leider mitteilen, dass wir Sie nicht in den Studiengang aufnehmen können.«

Ab da höre ich nur noch Bruchstücke von dem, was er mir erklärt. »Massen an Bewerbungen«, »vielversprechendes, aber ausbaufähiges Talent«, »etwas zu oberflächlich und ausgelutscht«. Mein Schädel dröhnt. Ich verstehe nicht, wieso ich überhaupt hergebenen wurde, wenn ich angeblich so mies schreibe und meine Ideen so schlecht sind, dass man mit mir nicht weiterarbeiten kann. Sie kannten den Brief, in dem ich meine Motivation erläutert habe, und die Leseprobe aus meinem neuen Roman längst, weil diese Teile meiner Bewerbungsunterlagen waren. Das Manuskript mag nicht makellos sein, aber mein ganzes Herzblut steckt darin, und Lernen ist der Sinn eines Studiums? Das will ich und möglichst früh damit anfangen! Vor Schock bringe ich keinen Ton heraus, was mir nicht ähnlich sieht. Wodurch habe ich das Eignungsgespräch in den Sand gesetzt?

»Versuchen Sie es gern im kommenden Jahr wieder«, schlägt mir der andere Mann vor.

Im nächsten Jahr? Das kann nur ein Albtraum sein! Das hier war mein zweiter Anlauf. Noch mal zwölf Monate an meinen Texten feilen, hoffen, bangen ... Und die Zeit überbrücken. Das halte ich nicht durch.

»Grundsätzlich hätten wir jemanden wie Sie gern dabei«, versichert er mir.

Der letzte Satz reißt mich aus meinem Verzweiflungsstrudel. »Wie meinen Sie das?«

»Wählen Sie bei Ihrem nächsten Projekt einen anderen Ansatz. Etwas, das die Leute emotional packt. Sie könnten sich zum Beispiel mit einem gesellschaftskritischen Thema auseinandersetzen«, führt der Typ weiter aus und macht eine Handbewegung, wie um meine Erscheinung zu erfassen. »Das könnte besser funktionieren als ... nun ja, Ihre Arbeit über einen dämonischen Auftragsmörder. Diversität ist doch so im Trend.«

Ich zucke zusammen und bin wie vor den Kopf geschlagen. »Ich schreibe Fiktion, keine Zeitungsartikel«, zische ich und fokussiere den Typ schließlich meinerseits, statt mich unter seiner unangenehm intensiven Musterung zu winden. Ich bin kein Objekt, das er nach Lust und Laune oder weil »es in ist«, wie er meint, begaffen kann. Zumindest nicht, ohne eine Reaktion zu kassieren. »Vielleicht sollten Sie sich mehr auf meine Texte konzentrieren. Um die geht es hier schließlich. Ich will Menschen mit meinen Geschichten unterhalten und ihnen für eine Weile eine Pause vom Alltag gönnen und keine Aufklärungsarbeit leisten.«

Kurz fürchte ich, zu weit gegangen zu sein, hätte mir am liebsten die Hand vor den Mund geschlagen. Shit, Shit, Shit. Ich wollte mich zusammenreißen, nicht alles aussprechen, was ich denke. Dabei sind die anderen es, die angefangen haben, die sachliche Ebene zu verlassen.

Die Frau lächelt beschwichtigend, statt mich zurechtzuweisen. »Ziehen Sie mal einen Genrewechsel in Erwägung«, schließt sie sich ihrem Kollegen an. »Wenn Sie Bücher veröffentlichen wollen, müssen Sie strategischer denken und den Markt beachten. Wir sehen Sie nicht in diesem Bereich. Nutzen Sie Ihre Stärken, um ihre Schreibstimme zu finden. Persönliche Bezüge erzeugen oftmals mehr Tiefe in Texten. Sicher haben Sie rassistische Diskriminierung bereits erlebt und etwas dazu zu

sagen. Sie könnten über veraltete Männlichkeitsideale schreiben. Oder waren Sie schon mal in eine Person des eigenen Geschlechts verliebt?«

Meine Kehle schnürt sich zu und mir wird heiß. Fast wünschte ich mir, ich hätte weiter an das Versagen meiner schriftstellerischen Fähigkeiten geglaubt. Sie klingt so gutmütig, wodurch mich ihre Argumentation nur noch mehr aufregt. Merkt sie nicht, wie unsensibel sie agiert?

»Was wollen Sie mir hier vermitteln?«, erkundige ich mich heiser.

»Sie sind noch nicht soweit«, betont der Professor. »Was und wen wir hier fördern, muss etwas Besonderes sein. Da zählt das Gesamtpaket.«

»Probieren Sie sich etwas aus und bewerben Sie sich wieder«, ermuntert mich die Frau. »Wagen Sie ruhig mal was.«

Zum Abschluss nicken sie alle einvernehmlich.

Vermutlich sind sie der Überzeugung, mir mit ihrem Rat einen Gefallen zu tun, indem sie mich vor weiteren Enttäuschungen bewahren und meine Chancen auf eine Veröffentlichung erhöhen. Was, wenn ich übertreibe und womöglich wegen früherer ähnlicher Erfahrungen alles in den falschen Hals bekommen habe?

Bin ich als Schwarzer queerer Mann nur zu vermarkten, wenn ich in irgendeiner Form die Merkmale meiner Identität in meinen Geschichten aufgreife? Möchte etwa niemand Fantasy von queeren Schwarzen Menschen lesen? Hätte ich ihnen genauso gut Tagebucheinträge als Trauma-Porn vorsetzen können statt das Ergebnis meiner harten Arbeit?

Mit jeder Frage, die ich mir stelle, klopft mein Herz lauter und schneller. Das mag alles stimmen. Eben deswegen muss sich etwas ändern!

»Okay«, lenke ich ein, nehme eine aufrechtere Position ein, straffe die Schultern. »Aber lassen Sie mich Ihnen auch noch etwas mitgeben. Zum einen: Ich und mein Leben sind weit mehr als ein trendiger Trope in einem Buch. Zum anderen: Solange Sie mich für einen weißen hetero Typen gehalten haben, war mein Werk in Ihren Augen einer Förderung würdig. Denken Sie mal darüber nach.«

Das muss reichen. Ich habe nicht die Kraft, um eine flammende Rede über Rassismus und Queerfeindlichkeit zu halten. Es hat seine Gründe, wieso ich in meinen Projekten von meiner Realität Abstand nehme und die Figuren mit anderen Problemen konfrontiere. Die Scheiße, die ich oft genug erlebe, muss ich nicht auch noch in meinem Kopfkino durchspielen.

»Mr Baker, wir wollten nicht –«

»Ich bitte um Verzeihung«, wische ich den Protest der Frau beiseite, »aber ich werde jetzt gehen.«

Meine Augen brennen. Bevor man mich mit halbgaren Entschuldigungen und übertriebenem Bedauern, dass ich das alles falsch aufgefasst habe, bestürmen kann, erhebe ich mich wie ein Roboter, bedanke mich für die Einladung und verlasse den Raum.

Wie durch ein Wunder gelingt es mir, die Tränen lang genug zu unterdrücken, bis ich im Flur stehe. Ich fange an zu heulen, als nicht nur der ungeschönte Schmerz über die Ablehnung meines Schaffens in mich sickert, sondern auch die Konsequenzen, die mein erneutes Scheitern mit sich bringt. So sollte es nicht laufen. Habe ich nicht exakt das getan, was immer gepredigt wird? Ich bin meinen Träumen gefolgt, entgegen vernunftgeleiteten Stimmen. Nur was ist, wenn diese Träume sich nicht erfüllen, sondern in ein Schreckensszenario der Variante *leidend* und *in Geldnot* verwandeln? Der Studienplatz hätte erst mal nichts Konkretes verändert, aber er wäre ein Schritt Richtung Ziel gewesen und hätte mir bewiesen, dass ich es zumindest irgendwie draufhabe. Womöglich habe ich mich in etwas verrannt. Wie soll ich es jemals ertragen, mit meinem Buch auf Verlagssuche zu gehen oder kritische Leserstimmen zu meinen Storys zu sehen, wenn ich jetzt schon so am Boden bin? Das Leben als artsy Schreiberling habe ich mir alles in allem erstrebenswerter ausgemalt. Möglicherweise sollte ich erst mal etwas anderes studieren. Wäre meine Sorge

nur nicht so groß, dass ich da dann einmal drinstecke und am Ende völlig woanders lande, als ich ursprünglich vorhatte.

Meine Tränen versiegen nur langsam. Mit einem Taschentuch, das ich, Gott sei Dank, in meiner Hosentasche finde, wische ich mir zittrig das Gesicht trocken. Ich atme tief durch – nur um überstürzt aufs Geratewohl loszulaufen, als das bekannte leise Dielenknarzen an meine Ohren dringt. Das fehlt mir noch, dass das Gremium mich doch noch so aufgelöst erlebt!

Ohne mich erneut nach dem Büro umzudrehen, behalte ich unbeirrt, aber mit rasendem Herzen mein Tempo bei, auch wenn ich, wie mir auffällt, im Weggehen einen anderen Weg eingeschlagen habe als jenen, den ich zum Eignungsgespräch gekommen bin. Na super.

Bevor ich mich nach diesen Ereignissen noch länger als nötig in der Universität aufhalte und weiter durch die Flure irre, beschließe ich kurzerhand, den nächsten Notausgang zu nehmen. Eben will ich die Tür mit dem grünen Schild darüber aufreißen, da schwingt sie bereits von allein zurück.

Verdutzt lasse ich die ausgestreckte Hand sinken. Kurze braune Haare, die nach hinten gegelt sind, ein rundes Gesicht mit weichen Konturen und ein hüpfender Adamsapfel fallen mir zuerst ins Auge. Ich schätze den vermutlich weißen Typ in Trainingsanzug auf Anfang zwanzig, also etwas älter als ich mit meinen neunzehn Jahren. Natürlich könnte ich mit meiner Zuschreibung ebenso danebenliegen, er lediglich als weiß durchgehen oder weder weiß noch Schwarz sein. Mir ist bewusst, dass es weit mehr Nuancen gibt. Wobei der gesellschaftliche Space, in dem ich mich vorwiegend bewege, Menschen recht strikt in diese Kategorien unterteilt, wie ich es ja leider immer wieder am eigenen Leib erfahre. Von daher ist es für mich bei der Begegnung mit anderen hilfreich, mir solche Gedanken zu machen.

»Sorry«, sagen wir beide gleichzeitig.

Der steinerne Treppenvorsprung, auf dem der Fremde steht, ist zu schmal, um aneinander vorbeizugehen. Ein paar Sekunden schauen wir uns unschlüssig an. Ob man erkennt, dass ich geweint habe? Dezent unangenehm. Allerdings wirkt auch er nicht wie die pure Lebensfreude und seine Haltung ist steif und angespannt.

»Alles okay?«, erkundige ich mich, weil ich nicht anders kann. Mein Helfersyndrom schlägt gnadenlos zu, selbst gegenüber Leuten, die ich nicht mal kenne.

In meiner eigenen Verlorenheit würde es mich erleichtern, wenn mich das mal jemand fragt. Ein Unbeteiligter, dem ich ehrlich antworten kann. Nicht wie beim Small Talk mit meinem Mitbewohner, der dazu mein Vermieter ist, oder vor den Kolleg*innen in meinem Nebenjob oder während eines Telefonats mit meinen Eltern. In all diesen Momenten muss ich wie ein rundlaufender Mensch dastehen.

»Klar«, entgegnet er. Ein Stirnrunzeln huscht über seine Züge und ich realisiere meinen Fehler. »Wieso auch nicht? Was geht dich das an?«

Als er das Kinn vorreckt, bin ich beinah eingeschüchtert und weiche minimal zurück.

»Nichts«, sage ich schnell.

»Dann lass mich gefälligst in Ruhe«, verlangt er.

Ein Schauer durchläuft mich. In Abwehr hebe ich die Hände. »Ja, klar, schon gut.«

Wieso kann ich nicht mal die Klappe halten? Mich in heikle Situationen zu bringen ist noch so ein ungewollter Nebeneffekt dieser Angewohnheit. Mein Gegenüber ist zwar kleiner als ich, aber seine breiten Schultern führen mich zu der Vermutung, dass er das Sportzeug nicht nur aus modischen oder Chill-Faktor-Gründen trägt. Meine Sorge scheint ihn brüskiert zu haben. Welch ein Verbrechen, dass mir meine Mitmenschen nicht egal sind.

Zur Stimmungsauflockerung zeige ich hinter ihm ins Freie. »Es ist nur, das hier ist zwar ein lauschiges Plätzchen«, witzele ich, »aber wenn ich mir dein Gesicht anschau, macht so eine Solonummer keinen Spaß.«

Darauf werde ich einer abschätzigen Musterung unterzogen. Nicht mal seine Mundwinkel zucken. Okay, okay, zum Comedian tauge ich nicht! Ernsthaft, hätte mir nichts einfallen können, was weniger zweideutig ist? Wie dem auch sei, aus Nettigkeit hätte der Kerl auf meinen Versuch, die Lage aufzulockern, eingehen können, finde ich.

»Möchtest du damit irgendetwas andeuten?«, fragt er tonlos.

»War ein Scherz«, winke ich ab. Im Stillen füge ich hinzu: *Das sollte kein Flirt werden, mach dir nicht in die Sweatpants. Du hast mich erfolgreich verschreckt.*

»Ach. Ist das so?«

Ich möchte unvoreingenommen sein, aber sein kalter, nahezu herablassender Gesichtsausdruck erschwert es mir, ihn nicht als Exemplar der Gattung »aufgeblasenes Ego«, »emotionslos wie ein Stein« und »Wozu brauchen wir Feminismus?« einzuordnen. Meiner Meinung nach habe ich nichts getan, was diese ruppige Behandlung rechtfertigen würde. Bedauernswert, denn auf den ersten Blick fand ich ihn rein optisch gar nicht übel. Zu meinem Ärger interessiert es mich, wie sein Urteil über mich ausfällt.

»Lässt du mich durch oder willst du zuerst?«, beende ich dieses unrühmliche Zwischenspiel. »Ich muss weiter.«

»Nach dir«, räuspert er sich und gewährt mir den Vortritt.

Mit einem »Danke« schiebe ich mich an ihm vorbei nach draußen, wobei ich tunlichst darauf achte, ihn nicht zu berühren. Er bewegt sich währenddessen keinen Millimeter. Sein Unwohlsein springt auf mich über. Ich frage mich, wobei ich ihn ertappt habe. Wie ich benutzt er in diesem Moment den Notausgang. Das ist verboten, solange kein Notfall vorliegt. Außerdem betritt er die Uni, statt sie zu verlassen.

Ich rechne damit, dass er mir noch irgendwas Abfälliges über mein feminin angehauchtes Auftreten an den Kopf werfen wird. Nur um sicher zu gehen, dass er sich seine eigene Maskulinität bewahrt, oder welcher Logik auch immer so ein Machogehabe folgen mag. Netterweise verschont er mich mit einem ätzenden Kommentar und ich schaffe es unbehelligt die Treppe hinunter.

Von dort fällt mir die Orientierung leicht. Immerhin eine gute Sache heute, abgesehen vom Wetter, welches sich angemessen sommerlich präsentiert. Hinter dem Flügel, in dem mein Eignungsgespräch stattgefunden hat, blitzt eine Ecke des Rasens auf, der die Fläche zwischen den majestätisch anmutenden Gebäuden und Türmchen begrünt. Zielstrebig überquere ich den Innenhof und halte auf einen der vier Torbögen zu, um das Gelände zu verlassen. Angesichts der vielen jungen Leute, die überall in Gruppen beisammenstehen, die Pfade entlangschlendern oder auf den gusseisernen Bänken sitzen, gebe ich mein Bestes, nicht daran zu denken, wie ich mir erst vor wenigen Stunden vorgestellt habe, dass ich bald einer von ihnen sein würde.

Ob Fitness-Boy Student ist? Wieso hat er keinen offiziellen Eingang benutzt? Wo mag er hergekommen sein?

Einmal mehr beschleunige ich meine Schritte.

Ist doch egal, was *er* am Notausgang getrieben hat! Ich werde diesen Typ nie wiederssehen, weil *ich* nicht hier studiere. Sowieso ist es hirnrissig, mehr über ihn erfahren zu wollen. Als würde ich etwas verpassen oder als hätte er im Gegenzug auch nur einen Hauch Interesse an mir gezeigt.

Die nächste Subway-Station befindet sich keine fünf Minuten von der Uni entfernt. Selten war ich so froh, den Nachhauseweg anzutreten, als ich mich in die enge orangene Röhre quetsche. Für den Augenblick stört es mich kaum, wie voll es ist und dass ich stehen muss. Saurer Schweißgeruch und andere Ausdünstungen dringen mir in die Nase.

Was soll's, dass das hier gerade mal die erste Etappe meines Pendlerschicksals darstellt. Von Glasgows Zentrum aus werde ich den Zug nach Hamilton nehmen und dann weiter mit dem Bus nach Norriesford fahren. Die pittoreske Kleinstadt etwas südlich von Glasgow hat keinen Bahnhof, mir dafür aber vor einem Jahr ein WG-Zimmer beschert. Weil die Wohnungssuche sich so anstrengend gestaltet hat und ich gestresst genug davon war, in der Fremde meinen Alltag zu bewältigen, bin ich da hängengeblieben. Zwei Stationen später ergatterte ich einen freien Sitzplatz.

Erst bemerke ich das zerknickte Papierstück gar nicht, bis ich wiederholt von Unruhe ergriffen werde, das Gewicht verlagere und es unter meinem Hintern raschelt. Ich ziehe den Zettel hervor und lasse ihn zwischen meinen Fingern hin und her wandern, um ihnen etwas zu tun zu geben.

Was, wenn ich die Qualität meiner Texte tatsächlich erst weiter aufpolieren muss, bevor ich es würdig bin, in *Kreatives Schreiben* aufgenommen zu werden? Was, wenn mein Urban Fantasy-Roman belanglos und sinnfrei ist und ich den Genrewechsel in Erwägung ziehen sollte? Seit ich nicht mehr bei Mama und Papa in Inverness wohne, hat mein kreativer Output durchaus gelitten, obwohl ich mir das Gegenteil erhofft hatte. Zunächst mal bin ich nicht halb so viel dazu gekommen, an meinem Buch zu schreiben, wie ich es bis dato gewohnt war.

Etwas Dunkles regt sich in mir, das ich sonst gekonnt in Schach halte. Es frustriert mich, dass mein Autorentum immer mehr zurückgestellt werden muss. Dabei ist mir das am wichtigsten. Ich möchte schreien, so sehr brodelt es in mir. Wie oft habe ich die Fertigstellung des Manuskripts nach hinten verschoben, wegen Extraschichten im Laden und zu knapp angesetzten Deadlines bei meiner Freelancer-Arbeit als Texter? Wann hatte ich das letzte Mal Spaß daran, in meiner

Geschichte zu versinken? Den habe ich irgendwann verloren. Diese Erkenntnis trifft mich eiskalt.

Meine Hände ballen sich zu Fäusten und ich zerknülle das aufgelegene Papier.

Das darf nicht sein. Ich muss es schaffen, das Schreiben zu priorisieren! Hänge ich mich nicht richtig rein? Würde ich, wenn ich es wirklich wollte, nicht um fünf Uhr morgens aufstehen, um meinen Soll zu tippen und von Kaffee gedopt wahre Meisterwerke wie am Fließband produzieren? Dann bräuchte ich diesen Studienplatz gar nicht und die Verlage würden sich darum reißen, meine Werke zu publizieren.

Stopp!, rufe ich mich zur Räson, beruhige meinen Atem. Indem ich mich fertig mache, wird es nicht besser.

An der St. Enoch Station steige ich aus und verlasse die Subway, um von dort zum Hauptbahnhof zu laufen. Im Gehen falte ich die Papierkugel auseinander, die ich als Flyer identifiziere, und lese die geschwungene Überschrift. Die Worte setzen sich in meinem Kopf zusammen und entlocken mir ein ungläubiges Auflachen.

*Emotional Support Group für verzweifelte Autor*innen
in der Hidden Lane*

Ja, sicher! Wo ist die versteckte Kamera?

Ich drehe mich einmal in der Station im Kreis und beäuge meine Mitmenschen, ehe ich die Rolltreppe nach oben nehme. Niemand beobachtet mich.

Eine Gänsehaut bildet sich auf meinen Armen, als ich es in Erwägung ziehe, da vorbeizuschauen.

KAPITEL 2

RIC

»Endlich! Wo warst du denn?«, ruft meine Mutter leicht verärgert, kaum dass ich zu ihr, Dad und Samuel in der Gewölbehalle stoße. Die hat sie sich, wie zuvor mehrmals angekündigt, in ihrer Pracht als krönenden Abschluss der Universitätsführung aufgehoben.

»Entschuldigt«, sage ich und schlucke die Bitterkeit hinunter.

Ursprünglich hatte ich darauf gekokert, es würde nicht auffallen, wenn ich mich zwischendrin ausklinke, solange ich am Ende da bin. Dann hatte das bockige Kind in mir protestiert. Meine Eltern rütteln es jedes Mal auf, wenn wir uns sehen. Strenggenommen ist meine Anwesenheit nicht vonnöten und man hat mich auch nicht gerne dabei. Ich bin hier nur pro forma, weil wir miteinander verwandt sind und eine Einheit hübscher aussieht. Insbesondere bei gesellschaftlichen Anlässen wie diesem. Wieso also sollte ich mich beeilen, nachdem ich aufgehalten wurde, oder bei dieser Farce mitmachen? Meine Motivation dazu hält sich ehrlich gesagt in Grenzen.

Jetzt muss ich die alberne Rebellion ausbaden. Praktisch, dass ich darin geübt bin.

»Ich habe jemanden gesehen, den ich kenne«, lüge ich, »und Hallo gesagt.«

Das stimmt Mum, wie erwartet, milder. »Ach, schön.«

Kontakte zu pflegen und allzeit einen hervorragenden Eindruck zu machen, stehen bei ihr als Norriesfords Bürgermeisterin hoch im Kurs. Dass ich den jungen Mann, der mir beim Notausgang begegnet ist, nie zuvor gesehen habe, muss sie nicht wissen. Auch nicht, wie unfreundlich ich gewesen bin, obwohl *er* echt nett und lustig war. Aber was war das bitte für ein peinliches Aufeinandertreffen? Ich auf diesem Treppenvorsprung, wie ich mich vor meiner Familie verstecke.

Die Führung ist für meinen Bruder, weil Mum unglaublich begeistert davon ist, dass ihr Vorzeigekind in ihre Fußstapfen tritt und ab September Politik studiert. Als ich hier vor fünf Jahren mit Sportwissenschaften angefangen habe, habe ich keine solche Führung wie er heute erhalten. Mit achtzehn wäre ich vor Verlegenheit im Erdboden versunken, hätte ich mit meinen Eltern über den Campus streifen müssen und so hatte es auch etwas Gutes, dass sie sich bei mir nicht reinhängen. Seither genoss ich es, dass dieser bislang eine weitgehend *Cecelia und James MacInnes freie*-Zone war. Gekränkt bin ich dennoch.

»Wie dem auch sei«, fährt Mum fort. »Machst du bitte ein Foto von uns für meine Social Media-Kanäle?«

Sie zeigt auf sich, Dad und Samuel.

Das versetzt mir einen Stich. Ich beiße mir auf die Zunge. Ich bin nicht ihr persönlicher Fotograf! Als ihr ältester Sohn sollte ich auch auf diesem Foto sein.

»Ric«, sagt mein Vater mit einem warnenden Unterton, bevor ich irgendetwas davon überhaupt ausspreche. »Musst du immer herumzicken?«

Zischend ziehe ich die Luft ein. Damit provoziert er mich nicht nur, sondern trifft einen tieferliegenden Nerv. Vielleicht ist das die Gewohnheit. Für mich bedeuten solche und ähnliche Spitzen, dass er mich kritisieren möchte. Als würde er andeuten, dass ich mich gefälligst wie ein Mann benehmen soll, wenn ich schon einer sein will. Oder vermittelt er mir gar durch die Blume, mich nach wie vor als Frau zu betrachten, indem er typisch misogynen Begriffe auf mich abfeuert?

Sam hält sich wie üblich raus. Nie steht er mir bei. Bisher habe ich nicht durchschaut, ob er nicht kapiert, was abgeht, mir dieselbe Geringschätzung entgegenbringt wie Mum und Dad oder davor zurückscheut, sein eigenes Image als ihr Liebling zu beschmutzen. Klar könnte ich ihn fragen. Aber ich will es lieber nicht wissen, weil ich insgeheim befürchte, die Antwort wird mir nur mehr Bauchschmerzen bereiten.

»Sicher«, erwidere ich langsam, weise meinen Frust in die Schranken und nehme das Handy, das meine Mutter mir hinhält, entgegen. »Dann stellt euch mal auf.«

Einerseits würde ich am liebsten nichts mit diesen Menschen zu schaffen haben, andererseits bringt es mir einige Vorteile. Die finanzielle Sicherheit, die sie mir bieten, ist zentraler Bestandteil jener Annehmlichkeiten, für die ich weiter meinen Platz an ihrem Tisch und im Gefüge unserer Familie einnehme. Zu behaupten, dass es mich nicht erleichtert, von unserem Ansehen innerhalb der Dorfgemeinschaft zu profitieren, wäre außerdem eine Lüge. Womöglich verzehre ich mich insgeheim immer noch nach ihrer Liebe. Eine Abhängigkeit, von der ich mich bisher nicht befreien konnte.

Die drei positionieren sich. Dad legt Samuel einen Arm um die Schultern und Mum neigt voller Zuneigung den Kopf in seine Richtung. Ihre Haare fallen dabei weich um ihr dezent geschminktes Gesicht. Sie trägt ein schickes blaues Kostüm, mein Vater einen seiner legeren Beamtenanzüge, den sie farblich abgestimmt dazu ausgesucht haben.

Mein Bruder, in seinem dunkelgrünen Kapuzenpullover mit dem gelben Uni-Schriftzug (est. 1451), lächelt breit.

Es ist zum Kotzen, auch wenn ich bis zu einem gewissen Grad an meiner Isolation selbst schuld bin. Dass ich mich die meiste Zeit mindestens zwei Meter hinter ihnen gehalten habe, könnte dazu beigetragen haben. Oder meine Klamottenwahl, wobei ich mich als Sportler gut rausreden konnte. Ich nehme mein Studium und meine Gesundheit eben ernst und protze mit diesem Lifestyle. Nichts anderes tun meine Eltern mit ihren Jobs und Statussymbolen. Ihre Sprache zu sprechen ist elementar, will man in ihrem Dunstkreis überleben.

Ich drücke den Auslöser für die Aufnahme mehrere Male und lasse das, was sich vor der Kameralinse befindet, vor meinen Augen verschwimmen, damit es weniger wehtut. Vor mir steht eine glückliche Familie. Meine Familie, nur bin ich kein Teil davon.

Leider stellt sich danach heraus, dass Mum und Samuel noch mit einem ihrer früheren Studienkollegen verabredet sind. Das bedeutet, dass ich weitere zehn Minuten aushalten muss, bevor ich mich empfehlen kann, ohne dass es unverschämt rüberkommt. Ich möchte mir die Haare raufen. Eventuell ist der Kerl früher dran? Bitte!

»Wie geht es Eliza?«, erkundigt Sam sich unvermittelt bei mir und rückt effektiv seine Brille zurecht, wie um mich ins Visier zu nehmen. »Du warst letztens bei ihr, oder?«

Ich zucke zusammen. Er spricht mich selten direkt an. Wir nennen es höfliche gegenseitige Ignoranz und Toleranz. Unausgesprochenerweise, versteht sich. Und jetzt fragt er mich ausgerechnet über *sie* aus? Noch so ein wunder Punkt.

»Aye«, bestätige ich, muss mich räuspern. »Ich habe sie besucht.«

Weil mein Bruder das garantiert nicht von mir hat, muss das der Kleinstadttratsch an ihn herangetragen haben. Gern würde ich ihm zugutehalten, dass er mich miteinbeziehen wollte. Doch vor diesem